



▲
Schreibgeräte (Federn, Tintenfass und Stempel)
aus der Büroeinrichtung der Landesstelle für Volkskunde

► Volkskunde und die technische Welt

Partieller Rückblick auf ein Vierteljahrhundert an der Landesstelle für Volkskunde in Stuttgart

Gerhard Prinz

Genau 25 Jahre und sechs Monate lang hat mich die Landesstelle für Volkskunde beschäftigt und ernährt: vom 1. Juli 1990 bis zum 31. Dezember 2015. Die ersten neun Jahre allerdings ohne feste Anstellung, im Wechsel von ABM-Stellen und teilweise längeren Phasen der Arbeitslosigkeit, in denen ich aber stets weiterhin als freier oder auch ehrenamtlicher Mitarbeiter dabei war. Erst zum 1. November 1999 wurde mir dann eine halbe Stelle übertragen, wodurch mein prekäres Dasein wenige Wochen nach meinem 50. Geburtstag und gut 16 Jahre nach dem Magisterabschluss zu Ende ging. Ungefähr die gleiche Zeitspanne sollte mir dann noch als Konservator bzw. Kurator bis zum Renteneintritt bleiben. Von all dem, was sich aus „meinem“ Vierteljahrhundert (an dessen Beginn ja die DDR noch existierte) berichten ließe, habe ich einen Aspekt ausgewählt: die technischen Bedingungen unserer täglichen Arbeit. Denn genau diese Jahre sind geprägt von der zunehmenden Digitalisierung der Arbeitswelt und ihren Folgen: Es hat sich in ihnen diesbezüglich ungleich mehr verändert als in den 25 Jahren zuvor. Hätte sich meine Tätigkeit über den Zeitraum von 1965 bis 1990 erstreckt, wären die Veränderungen recht überschaubar gewesen. Erst gegen Ende, so Mitte der 1980er-Jahre, wären vereinzelt neuartige Geräte aufgetaucht, die sich Personal Computer oder PCs nannten und die angeblich zu weiß Gott was imstande waren. Ich habe sie lange Zeit sehr misstrauisch betrachtet und mehr oder weniger für überflüssige und schädliche Ausgeburten menschlichen Erfindungsgeistes gehalten.

Dafür hat sich im Vierteljahrhundert vor 1990 anderweitig Wichtiges ereignet. Wichtiges für unser Fach, das (gerade in seiner Tübinger Ausprägung) mehr als viele andere Disziplinen nachhaltig beeinflusst wurde von der 68er-Bewegung. Das verband sich mit vo-

rangegangenen fachinternen Reformbestrebungen. Ein früher und ganz wichtiger Meilenstein auf diesem Weg war die 1961 erschienene Habilitationsschrift „Volkskultur in der technischen Welt“ des Tübinger Ordinarius Hermann Bausinger. Wer es bis jetzt nicht gemerkt hat, dem sei verraten, dass im Titel meines Beitrags darauf angespielt wird.

Mein erstes Beispiel soll die telefonische Kommunikation sein. In meiner Kindheit und Jugend hatten, von „besseren“ Leuten abgesehen, Privathaushalte in aller Regel nur Telefon, wenn es beruflich unbedingt nötig war. Erst in den 1970er-Jahren wurde der häusliche Festnetzanschluss zur Selbstverständlichkeit. Es gab aber immer noch genügend Leute, Studierende zum Beispiel, die sich zu einer der gelben Telefonzellen bemühen mussten. Leider funktionierten die nicht immer oder waren von Dauerschwätzern belegt. Zudem konnte die Einrichtung eines Anschlusses Wochen in Anspruch nehmen. Um 1990 begannen sich dann die Mobiltelefone allmählich zu verbreiten, wobei zumindest in meinen Kreisen Leute, die in der Öffentlichkeit mit einem (damals noch brikkettgroßen) Handy agierten, noch lange als Wichtigtuer galten. Wie sah es nun zu dieser Zeit fernmelde-technisch bei uns in der Alexanderstraße aus? Unsere Festnetzanlage verfügte nur über wenige Funktionen. Es war zum Beispiel nicht möglich, bei Abwesenheit einen Apparat auf einen anderen umzuleiten. Hatte ich zwischen Weihnachten und Neujahr Stallwache, zog ich mit Sack und Pack in das Sekretariat um, da sich dort der Hauptanschluss befand. Einige Jahre später erhielten wir eine neue Anlage, die diesem Mangel abhalf, doch nach wie vor waren die meisten unserer Anschlüsse nicht „fernambt-berechtigt“, denn Ferngespräche waren immer noch recht teuer. Alle eingehenden Gespräche konnten nun zwar überall-

hin weitergeleitet werden, doch wer ein ausgehendes Ferngespräch führen wollte, musste sich zu einem der drei fernamtsberechtigten Apparate begeben. Dies änderte sich erst nach der Jahrtausendwende; ungefähr zur selben Zeit wurde auch ein alter Zopf abgeschnitten: Damit niemand leichtfertig oder gar unberechtigt Ferngespräche führte, mussten diese unter Angabe des Grundes und (in Stichworten) auch des Inhaltes schriftlich festgehalten werden. Diese Notizen galt es für gelegentlich stattfindende Stichproben bereitzuhalten, denn dann hatte man zu erklären, warum statt des teuren Telefonierens nicht der schriftliche Weg gewählt wurde ...

Der bestand noch lange Zeit ausschließlich aus der Briefpost. Die üblicherweise von Hand geschriebenen Entwürfe kamen ins Sekretariat, wurden dort mittels Schreibmaschine in Reinform gebracht, gegengelesen, bei Bedarf noch einmal getippt, unterschrieben, kuvertiert, frankiert und dann zum Briefkasten gebracht. Durchschläge fertigte man mittels Kohlepapier. Ungefähr 1993 oder 1994 kam der erste PC in das Sekretariat und ersetzte die Schreibmaschine zumindest teilweise. Viele Jahre blieb er noch offline, denn der E-Mail-Verkehr sollte erst viel später beginnen. Lange Zeit blieb es übrigens den Beschäftigten überlassen, sich mit der neuen Technik vertraut zu



▲
Diaprojektor (2. Hälfte 20. Jh.),
der für Vorträge von den Mitarbeitern der Landesstelle
für Volkskunde genutzt wurde

machen. Ich selbst nahm im Oktober 2001 am ersten, mehrtägigen PC-Kurs des Landesmuseums teil, der Fortgeschrittene und Anfänger*innen gleichermaßen bedienen sollte und deshalb für Letztere denkbar ungeeignet war. Hinterher hatte ich noch weniger Lust, mich auf die seltsamen Apparaturen einzulassen. So fand mein persönlicher, autodidaktisch bewältigter Einstieg in das Computerzeitalter erst statt, als es wirklich nicht mehr anders ging. Das war Anfang 2005; schon zuvor hatte die Landesstelle Anschluss an den E-Mail-Verkehr erhalten. Im selben Jahr wurde für das Landesmuseum ein professioneller Administrator bestellt, der in kurzer Zeit dem Fortschritt zum Durchbruch verhalf und mit viel Geduld auch den unbedarfteren Teil der Belegschaft an das neue Zeitalter heranführte. Von der Gewöhnung zur Verwöhnung ist es nicht weit: Bald schon begann ich zu murren, wenn ich einem*r Korrespondenzpartner*in mit einem „normalen“ Brief antworten musste, obwohl auch der schon auf dem PC geschrieben und ausgedruckt werden konnte. Die leichtere Textbearbeitung hatte andererseits zur Folge, dass nun allenthalben nicht mehr lange überlegt wurde, ob es denn nötig sei, einen Brief auf den Weg zu bringen – man schrieb kurzerhand eine E-Mail. Entsprechend stark nahm die Korrespondenz zu, wodurch der Zeitgewinn, den das neue Verfahren brachte, mehr oder weniger aufgefressen wurde. Also wieder einmal: Wie gewonnen, so zerronnen.

So viel zur Verarbeitung von Texten. Was aber geschah, wenn in den 1990er-Jahren ein*e Nutzer*in im Bildarchiv fündig wurde und seinen Fund für eine Veröffentlichung verwenden wollte? Er bzw. sie musste zunächst einmal Geduld aufbringen. Das Bild wurde nämlich unter Beifügung eines Auftragszettels per Hauspost (die anfänglich zweimal in der Woche, später nur noch einmal, von einem*r Botengänger*in expediert wurde) an die Fotowerkstatt des Landesmuseums geschickt. Die fertigte eine Reproduktion an, die dem*der Nutzer*in, gegen Rechnung selbstverständlich, übersandt wurde. Etwas einfacher ging es, wenn ein Negativ vorhanden war; dann wurde ein normaler Abzug gemacht. Bei starker Auslastung der Fotowerkstatt waren Bearbeitungszeiten von zwei Wochen und mehr nicht selten. Der erste Fotokopierer mit Scannerfunktion hat nach meiner Erinnerung kurz nach der Jahrtausendwende Einzug gehalten. Ein „normales“ Gerät hingegen war 1990 in der Alexanderstraße bereits vorhanden, denn die massenhafte Verbreitung und vor allem Verbesserung der Kopiertechnik hatte bereits gegen Ende der 1970er-Jahre begonnen. Allerdings mussten bis zur Einführung des Mailverkehrs bestellte Kopien per Briefpost verschickt werden.

Entscheidend verändert hat das Tätigkeitsprofil der Landesstelle zweifellos das Internet. Neben den dokumentarischen Aufgaben zählten von jeher die Beratung von Nutzer*innen und die Beantwortung von Anfragen zu unseren Hauptaufgaben. Wer irgendetwas aus der Volkskunde/Kulturwissenschaft und den angrenzenden Bereichen wissen wollte, konnte sicher sein, von uns eine kompetente und erschöpfende Auskunft zu erhalten. Es war auch unser Ehrgeiz, „alles herauszubekommen“, und manches Mal waren wir die letzte und (fast immer) auch zum Erfolg führende Anlaufstelle. Allmählich aber erwuchs uns im Internet, zuvörderst in der „Wikipedia“, aus bescheidenen Anfängen eine ernstliche Konkurrenz. Die Zahl der Anfragen nahm tendenziell ab. Nun galt es, diesem Verlust durch die Nutzung der Vorteile zu begegnen, die die Digitalisierung bietet. Zwischen 2006 und 2010 erstellte ich für alle unsere Großbestände Online-Findmittel. Mit deren Hilfe konnte man sich fortan vom heimischen PC aus über unsere Schätze informieren. Infolge der Volltexterfassung dieser Findmittel kam es bei Internetrecherchen immer wieder zu unerwarteten Treffern, vor allem in den wissenschaftlichen Nachlässen der Landesstelle. Groß war dann das Erstaunen, zu einer bestimmten Person, einem Ort oder einer Region auch in unseren Beständen fündig zu werden. Deren Digitalisierung wiederum war der folgerichtige nächste Schritt, der allerdings erst kurz vor meinem Ausscheiden begann.

Seit Gründung der Landesstelle im Jahre 1923 wurde ein Zeitungsarchiv geführt. Den Grundstock bildete die Stuttgarter Tagespresse, zu meiner Zeit also die Stuttgarter Nachrichten und die Stuttgarter Zeitung. Hinzu kamen fallweise Artikel aus anderen württembergischen Tageszeitungen und anderen Periodika bis hin zu Illustrierten, aber auch zunehmend kleinere Drucksachen, die hier am besten aufgehoben schienen. Die Auswertung der Tageszeitungen war für die Kurator*innen fester Bestandteil des Tagesablaufs. Für wichtig erachtete Artikel wurden mit Rotstift oben links und unten rechts markiert. Erfasst wurde, was in der Sammlungssystematik aufgeführt war, einer mehr als 40 Seiten starken Kladde, in der die verschiedenen Themen mit römischen und arabischen Ziffern, teilweise mit Zusatzbuchstaben versehen und oft nichtnumerisch weiter unterteilt waren. Wer mit dem Zeitungsarchiv zu tun hatte und nicht fortwährend in dieser Kladde blättern wollte, musste also deren Inhalt so weit wie möglich im Kopf haben. Einfach war das nicht, denn ihr Aufbau war kompliziert und nicht immer logisch. Ursprünglich war sie das einmal gewesen, doch im Laufe der Jahrzehnte kamen neue Rubriken hinzu, alte wurden ausgebaut usw., und so

geriet die Systematik immer mehr zum Stückwerk. Die ausgewerteten Zeitungen harrten sodann in einem Karton ihrer weiteren Bearbeitung, die den stunden- oder tageweise erscheinenden Hilfskräften oblag. Die schnitten die markierten Artikel aus und klebten sie mit weißgrauem Büroleim auf leere Blätter im Format DIN A4, wobei ganzseitige Artikel natürlich nur herausgetrennt wurden. Das Aufkleben wurde schon in den 1990er-Jahren nach und nach durch das Fotokopieren ersetzt. Anschließend ging alles zurück zu den Kurator*innen. Sie zeichneten nun das Material nach Maßgabe der Sammlungssystematik aus, versahen es also mit den jeweiligen Systemzahlen usw. Mehrfachzuweisungen waren möglich und nicht selten;

die Mehrfertigungen entstanden durch Fotokopieren, was nun wiederum Sache der Hilfskräfte war. Denen oblag auch der letzte Arbeitsschritt, das Einsortieren in die jeweiligen Jurismappen, die sich in Hängeregistraturschränken befanden, die ihrer großen Anzahl wegen über mehrere Räume der Landesstelle verteilt waren.

Gewiss ein zeitaufwendiges Verfahren, doch gehörte das Zeitungsarchiv (offiziell auch als „Aktuelle Dokumentation“ bezeichnet) unbestritten zu unseren Hauptschätzen. Es war hervorragend geeignet, um langfristige Entwicklungen zu rekonstruieren: zum Beispiel die allmähliche Ausbreitung der Fastnacht



▲
Tragbarer Plattenspieler von Telefunken.
Landesstelle für Volkskunde, Stuttgart

im altwürttembergischen Raum, die Veränderung diverser Ess- und Trinkgewohnheiten, das Aufkommen neuer Phänomene wie Halloween und vieles mehr. Ich erinnere mich an einen Fall, als ein Journalist bei uns auf der Suche nach der ersten Hocketse im Raum Stuttgart war und nach einiger Zeit hochbeglückt und das Zeitungsarchiv lobpreisend meldete, er habe diese „Ur-Hocketse“ tatsächlich gefunden. Eine Fortführung wäre also wünschenswert gewesen, doch die Sache wuchs uns immer mehr über den Kopf. Zum einen, weil die Berichterstattung in den Tageszeitungen immer vielseitiger und umfangreicher wurde: Was in den 1960er-Jahren, wenn überhaupt, allenfalls eine kleine Meldung zeitigte, präsentierte sich ein Vierteljahrhundert später als ausführlicher, oft mit Abbildungen versehener Bericht. Zum anderen blieb auch die Landesstelle nicht von Sparmaßnahmen verschont in jenen Zeiten, in denen man meinte, die Legitimation öffentlicher Einrichtungen grundsätzlich auf den Prüfstand stellen zu müssen. Es wurden also Hilfskraftstellen gekürzt oder ganz gestrichen; die Aufgaben für das Stammpersonal wurden zur selben Zeit selbstverständlich auch nicht weniger. Kein Wunder, dass in der ehemaligen Küche im zweiten Stock in der Alexanderstraße sich allmählich ein beeindruckendes Gebirge aus Umzugskartons aufbaute, Inhalt: markierte, aber nicht weiter bearbeitete Zeitungen.

Hier erwies sich nun die Digitalisierung als Retterin in der Not. Wir stellten fest, dass immer mehr Pressezeugnisse nicht nur Online-Versionen anboten, sondern auch ihre Altbestände rückwirkend digitalisierten. Das legitimierte den Verzicht auf eine Fortführung unseres kostbaren Zeitungsarchivs und machte ihn etwas verschmerzbarer. 2006 wurde die Auswertung der Zeitungen eingestellt. Der Umzug der Landesstelle im Jahre 2009 war dann Anlass, den Rückstau endlich einmal abzarbeiten. In Rebekka Bürkle fand sich eine tüchtige und kompetente Hilfskraft, die nach vereinbarten Kriterien einen beträchtlichen Teil des Materials aussonderte und den Rest in die Mappen einarbeitete. Das Zeitungsarchiv wurde also bis zu einem bestimmten Zeitpunkt (nach meiner Erinnerung müsste es 1997 gewesen sein) im alten, vollständigen Umfang geführt und von da an bis 2006 nur noch deutlich reduziert. Es stand danach aber weiterhin für die Aufbewahrung kleinerer Drucksachen zur Verfügung.

Ich kann also wirklich sagen, dass ich in bürotechnischer Hinsicht 1990 in einer anderen Welt gearbeitet habe als 2015. Gewünscht habe ich mir diese Entwicklung eigentlich nicht, und zumindest in meiner Altersklasse bin ich sicher nicht der Einzige, der oft geflucht hat über die vielen Neuerungen, denen leider nicht zu entkommen war. In versöhnlicheren Momenten aber habe ich es als redlich verdiente Belohnung für alle Mühen und Plagen gesehen, dass dadurch eben auch vieles leichter und einfacher geworden ist. Oft in einem Maße, dass man sich den vorherigen Zustand wirklich nicht mehr zurückwünschen mag. Vielleicht hat dies mein Bericht deutlich machen können.